Im sommerwind

Maria Janitschek

Im Sommerwind

Maria Janitschek

Im Sommerwind

Gedichte

Leipzig 1895
Verlag Kreisende Ringe
(Max Spohr)

Am Gipfel.

Frei ist die Aussicht! Fahle Morgennebel
hat flammend fortgeküßt des Mittags Mund;
vor meinen Blicken glänzen goldne Thale,
und thun mir ihre letzten Rätsel kund.

Frei ist die Aussicht! Drüben flattern Kränze
um weiße Marmorurnen . . hier, voll Lust,
verheißungsvoll die roten Lippen regend,
beut mir das Leben seine volle Brust.

Ich aber recke meine Arme aus:
in meinen rechten faß ich euch, ihr Toten,
in meinen linken dich, oh quellend Leben! . . . .

Hurrah, heil!

Rote Locken umflattern mein Angesicht,
hüpfende Flammen.
Hurrah, heil!

Meine schlanken Hüften umgürtet ein Schleier;
wer ihn löst, erblindet.
Hurrah heil!

Brennender Mohn und blaublumiges Giftkraut
sprießt unter meinen Fersen auf.
Hurrah, heil!

Meine Lippen sind heiß wie der Schrei der Lust,
süß wie weinende Sünde.
Hurrah, heil!

Feuer ist mein Hauch, mein Nein der Tod,
mein Ja die wiehernde Hölle.
Hurrah, heil!

Weißt du, weißt du, wer ich bin?
es rauchen die Wälder vor mir,
und die Himmel betrinken sich in meinem Laut:
ich bin die Liebe!

In Glorie.

Er kleidete in weiche Seide sich
und trank von Weinen, davon jeder Tropfen
so teuer kam wie eine edle Perle.
Sein Haus, mit Werken hoher Kunst geschmückt,
umgab ein Park, in dem die schönsten Vögel,
die Nord und Süd gebiert, ihr Preislied sangen.

Wo Park und Wald zusammenstießen, lag
ein silberklar Gewässer. Sommernachts,
wenn Mondlicht auf den weichen Fluten spielte
und aus dem Thale sanfte Flöten tönten,
gab er des Leibes heiliges Geheimnis
den Wassern preis, und küßte junge Schwäne,
die, ihre Flügel öffnend, zu ihm schwammen.

Ein zärtlich Lächeln lag um seinen Mund,
in seinen scheuen märchentiefen Augen,
den weichen Kinderaugen; und doch war
ein Tiger dieser Mensch . . der Purpurtrank,
den seine Lippen schlürften: rauchend Blut,
das Haus des Friedens, drin er wie ein Priester
im weißen Kleide hinschritt, aufgebaut
aus Raub und Diebstahl.

Mit der Priestermiene
ging er am Sonntag Morgen auf die Flur
und zwang mit seines Willens wilder Kraft
die stillen thaubenetzten Sommerblumen,
daß sie ihr innerstes Geheimnis ihm
ins lauschbegierige Ohr bekannten, zwang
das leichtbehufte Roß auf weiter Pußta,
den singenden Delphin in blauer Meerflut,
den lavaroten Krater, weiße Gletscher,
den goldnen Mittag, die Johannisnacht,
die Sphinx: das Weib, daß alle alle sie,
von seinem wilden Wissensdurst bedräut,
ihr letztes heiliges Mysterium
ihm offenbarten.
Und er?
Schreiend vor Lust,
dem Adler gleich, der die gewonnene Beute
zur Sonne trägt, entfloh in dieses Thal,
und baute aus dem Golde der Erfahrung
sich hier sein Königshaus.
Er war ein Dichter.

Vorfrühling.

Als deine Mutter dich empfing,
die Welt in lauter Rosen ging:
drum gleichen deine Lippen einem Rosenpaar,
drum sind deine Augen so blütenklar.

Als deine Mutter dich empfing,
des Sommers Mund an der Erde hing:
deshalb mit so dürstender Geberde
umschlingst du mich, deine liebe Erde.

Als deine Mutter dich empfing,
über meine Mutter ein Schauer ging.
Mond schien in ihren Mädchentraum,
sah Rosen an einem Lorbeerbaum . . .

Ein Jahr.

Träumende Blumen, nickendes Gras,
von Käfern ein gülden Gewimmel,
ein Rauschen wie rieselnder Blätter Fall,
und drüber der blaue Himmel.

*

Am Boden flimmerndes Silber verstreut,
die Sträuche in weißen Schleiern,
kein Windhauch, kein wachender Vogellaut,
nicht endenwollendes Feiern.

*

Es klopft wie mit Kinderfingern
ans sonnenlaue Eis,
und in den nassen Zweigen,
da regt sichs fragend leis.

*

Um Rosen braune Falter,
ein Neigen von Ast zu Ast,
die Blüten voller Honig,
die Nester voll junger Last.

Und wieder träumende Blumen,
der Käfer gülden Gewimmel,
der müden Blätter Rieseln,
und drüber der blaue Himmel.

Der Ungläubige.

Sie hatten ihn in seinem Sessel sacht
ans Fenster hingerollt.
Die Sonne sank;
auf allen Gärten lag ein Purpurschimmer,
ein strahlend Licht, das jede Kreatur
mit einem goldnen Heiligenschein umwob.
Von Duft berauschte, laue Abendwinde
erhoben sich und brausten durch die Bäume,
und spielten mit dem Schnee der jungen Blüten,
und sträubten kleiner Vögel zart Gefieder,
daß sie mit Jauchzen in das Rot sich stürzten . . .

Der Kranke sah mit weichem Blick hinaus
und faltete die abgezehrten Hände.
„O Gott, du großer, mächtiger Herr und Meister
des Wunderwerkes Welt, du hoher Künstler,
der Frühlinge wie junge Rosen flicht
ums altersgraue Haupt der Ewigkeit,
der in den schwarzen Aether güldene Bälle
hinzauberte, damit sich seine Augen
am Farbenspiel ergötzen, der Musik

in grüne Wälder goß, die Purpurmeere
mit Perlen und mit köstlich reichem Luxus
erfüllte, der den dunklen Schooß der Erde
mit Gold- und Silberschätzen schmückte, du,
du großer Bildner, Hingerissener
von deinen Schöpfungsplänen, du Jehova,
Unauszusprechender, wie, du befaßtest
dich mit dem Schicksal deiner Kreaturen? . .
Du wüßtest, wenn von meinem Haupt ein Haar
zu Boden fällt, wenn Kränkung meine Brust
erschütterte, wenn meine Wünsche eitel,
mein Traum und Hoffen trog?
Du der Gewaltige,
der Große? Ach! du kennst mein Kümmern nicht,
kennst nicht den Schrei, der oftmals meinem Mund
in dunkler Leidensstunde sich entringt . . .
Wie sollt auch . . . du und ich! Vermessenheit,
nach dir zu nennen jene Eintagsfliege,
den Menschen . . ."
Draußen waren finster worden
die lichten Gärten. Einsam lag der Kranke.
Er wollte rufen, schreien . . doch sein Odem,
wie ein erfroren Vöglein, blieb ganz stumm
in seiner toten Brust.
Ein hoher Jüngling,
mit langen Schwingen, neigte sich auf ihn
und nahm von seinen Lippen seine Seele.

„Du gar zu demütig Bescheidne du,
komm mit zum Herrn!“
Und in die weichen Flügel
die scheue Seele hüllend, steigt er auf
in einen unabsehbar weiten Saal.
Milliarden schöner lichtumflossner Menschen,
durchsichtig wie die Luft und schlank wie Blumen,
von denen Jeder eine Krone trägt,
umringen Einen.
Furchtbar ist sein Antlitz,
und unbewegt der starren Schläfe Erz.
Doch Brüste, wie sie eine Mutter hat,
verkünden seiner Gnade rinnend Mitleid.

Er blickt die Seele an . . .
„O Frevlerin
aus zager Demut! Wär ich, der ich bin,
wenn ich nur Großes faßte, Herrliches,
das mir verwandt?
Das ist der Allmacht Fülle,
daß sie, die Welten baut, des Wurmes Nerven
in ihren Fingern spürt, daß sie das Rollen
der Sonnen nicht verhindert, zu vernehmen
den Flügelschlag des Schmetterlings.
Hier komm
und trinke Wissen, Kraft und Schönheit, trinke
mein Blut, das deins ist.

Da entfalten sich
der heiligen Scharen goldne Schwingen rings;
ein jauchzendes Tedeum braust gewaltig
durch alle Himmel.
Gnadeüberwältigt
hinstürzt die Seele an die Brust des Herrn.

Woher?

Tiefblau der Himmel,
hell glänzt der Firn,
da fällt ein Tropfen
auf meine Stirn.

Ich wend mich um,
und spähe, spähe . .
nicht Wolken, nicht Menschen
in meiner Nähe.

Du schöner Himmel,
von Glanz umwoben,
sag, weinen denn
die auch dort oben?

Das Weib.

Es war eine Geige;
unscheinbar und schlicht,
lehnte sie in einer Ecke
des prunkvollen Zimmers.

Ein großer Künstler
besaß die Geige . . . .

Es kamen Schüler
und Herren zu ihm,
um zu lernen
und um ihm zu schmeicheln;
feine Prinzen kamen zu ihm.

Manchmal hielten sie stumm
vor der Pforte des Hauses . .
Hatten die Sterne Stimmen bekommen?
War der Erde Feuer
in eine Seele geflohen
und schlug aus ihr

in tausend jauchzenden
klingenden Flammen?
Posaunten die Kriege
des jüngsten Tages
in erzenen Schreien
nieder?

Und die Lauscher
flogen hinauf in den Saal,
und sie trafen den Meister
mit brennenden Augen
und zitternden Pulsen.

„Wo ist das Werkzeug,
womit du den Himmel bethörst?“
riefen sie.

Er aber deutete
gelassen auf alle
die samtenen, güldenen
Kästen, darinnen
auf seidenen Kissen
die kostbaren Geigen
gebettet lagen.

„Es wird wohl eine
von diesen sein“.

Und die Schüler warfen sich

über die funkelnden
Instrumente.

Aber keines besaß die Seele,
die sie singen gehört.
Und sie spähten und suchten,
und quälten die Saiten,
aber vergeblich.

Derbe Töne voll irdischen Wohlklangs
entlockte ihr Bogen;
doch jene himmlische,
bachantisch süße,
tolle, berückende,
wehlüsterne, selige,
glückselige Seele
sang ihnen nicht . . .

Da entdeckte einer
die unscheinbare
in der Ecke lehnende
schlichte Geige.

Und er ergriff sie,
und begann sie zum Tönen
zu bringen.
Doch eine kalte
gefühlleere Antwort
ward seiner glühenden Frage . . .

Nachdenklich sinnend
verließen die Schüler
das Haus ihres Meisters.

Aber als er allein war,
trat er zu jener
unscheinbaren
schlichten Geige . . .

Und er berührte sie;
und es schluchzte und jauchzte
aus ihren Saiten
bei seiner Liebkosung.

Und es schluchzte und jauchzte
bei seiner Liebkosung,
und es schienen Blumen
unter seinen zitternden Fingern zu sprießen,
und wie Lachen
blutig geküßter Lippen,
wie Küsse kleiner unschuldiger Vögel
kams aus den Saiten.

Heil dir Geige!
der nur der Eine
Jauchzen des Himmels entlocken kann.

Mädchenfrage.

Als Kind hab ich oft geweint,
wußt nicht, warum,
nun muß ich oft heimlich lachen,
weiß nicht warum.

Es greift in meine Saiten
eine rätselhafte Hand,
ein Fremdes will mich leiten
in ein unbekanntes Land.

Seltsam wunderliche Gedanken,
die mein Wort nicht nennen kann,
baun um mich purpurne Schranken
und halten mich in Zauber und Bann.

Ich fasse dich nicht o Leben,
weiß nicht, wer wir beide sind,
weiß nicht, wohin wir streben,
wo ich mein Ziel wohl find.

Als Kind hab ich oft geweint
wußt nicht, warum . . .
nun muß ich oft heimlich lachen,
weiß nicht, warum.

Du Lose!

Meine buhlende Seele, was hast du gesehn?
rote Scheine über deine Züge gehn,
dein Jauchzen, deine psalmende Lust
wie Pfingstgesang aus junger Brust!

Schlichst du in eines Künstlers Traum?
sahst du Vögel sich küssen im Birnenbaum?
hast du einen Sterbenden lächeln gesehn?
sahst du ein Kindlein durch Blumen gehn?

Ist irgend wo eine Welt entbrannt?
hat ein Volk sich zu kühnen Thaten ermannt?
hat ein Käfer sein kleines Bräutchen gefreit?
vergaß ein Glücklicher die Zeit?

Meine buhlende Seele, was hast du gesehn?
mußt immer abenteuern gehn,
mußt immer mit durstigen Kinderlippen
an allen Kelchen Gottes nippen.

Wart du Neugier, will dir die Flügel beschneiden!
Wie, was sagst du? auf einer grünen Weiden

fandest du zwei im Grase träumen,
zwei, die in Sehnsucht sich heiß verschäumen? . . .

Und? . . . „Und er glättete ihr das weiße Gewand
und strich durch ihr Haar mit stiller Hand . . .“
und? . . „und . . nichts. Der Becher zum Ueberfließen
that keinen Tropfen seines Weines vergießen . . .“

Und darum dein Jubeln, dein heimlich Klingen,
du buhlendes Seelchen mit leichten Schwingen,
und darum dein im Feierkleid Gehn . . .
Warst etwa . . . dus selbst, die du gesehn?

Frühlingsnacht.

Auf den stillen Feldern träumt das Mondlicht
seinen weißen Traum und küßt die Blumen,
bis sie blaß und blässer werden. Silbern
glänzt der Teich im Tann; wie schneeige Schleier,
die versteckte Nixen von sich streifen,
blitzts auf seiner spiegelklaren Fläche.

Weiße Rauche dampfen aus den Thalen,
wo der Armut Hütten lichtverklärt sind
und vertraute Grüße lautlos wechseln
mit des kleinen Kirchhofs niedern Kreuzen . .

Weißer Friede, weißer weicher Friede . . .

Die Liebesthat.

Dürftig das Dörfchen, dürftig das Feld,
ein einsamer Baum drauf Wache hält.

Nie hielten sich Zwei in seinem Schatten umpreßt,
nie baute ein Vöglein bei ihm sein Nest.

Auf steinigem Grund lag die Wurzel krank
und wußte dem Dasein wenig Dank.

Es zogen Lenze auf Lenze vorbei,
doch den kranken Baum verschönte kein Mai.

Das bläßliche Haupt zur Erde gesenkt,
glich er dem Bettler, der an sein Elend denkt.

. . . .

Da, eines Abends wars zur Frühlingszeit,
kam langsam übern Weg ein junger Mensch,
mit Augen weit und voller Herrlichkeit.

Er sah das öde Feld, den Baum, den kranken,
die Zweige, die so ärmlich dürr und nackt,
und sann, von einem strahlenden Gedanken,
von einer göttlichen Idee gepackt.
Der Baum sah still den Mann vorübergehen.

Und einmal nahten viele, viele Menschen,
und drängten heimlich staunend sich um ihn,
als wär ein hohes Wunder hier geschehen.

Und rührige Hände spendeten ihm Trank,
und lockerten das Erdreich um ihn her,
und gruben, hackten, bis er glatt und schlank.

Der Baum, erschüttert bis ins tiefste Mark,
sah selig staunend diese fremden Gäste,
er fühlte sich mit einenmale stark,
und streckte, dehnte seine hagern Aeste.

Vor Freude ward er blühend . . . .
Eines Morgens
erlebte er das schönste Frühlingsfest:
Zwei Vöglein drangen in sein dichtes Laub,
und bauten sich an seiner Brust ihr Nest.

Weit in die Winde seine Flocken streuend,
daß alle, die ihn sahn, vor Freude lachten,
besann er sich: wie ward mir solches Heil,
mir, dem Verkümmerten, mir, dem Verachten?

Ein heilig Dichterauge, weich und stolz,
hat dich erblickt und Wunder sprießen lassen,
o Baum, aus deinem halbverdorrten Holz!

Der Gast.

In meiner Kammer,
wo die Sonne es sieht,
sitzt im weißen Kleide
mein jüngstes Lied.

Sitzt da und lächelt:
nun diene mir,
bin deshalb kommen
so schön zu dir.

Ich aber knie
ganz stumm mich hin,
mir ist, als ob ich
im Himmel bin.

Raststätte.

Ich weiß eine Kirche;
hochschlanke Säulen
tragen ihr köstliches Dach.
Nach Ewigkeit riechts
in ihrer Halle,
nach feuchtem Moder
und verborgenen Narzissen.

Liebfromme Sänger
singen Cantaten,
und an den hohen
luftigen Thoren
wachen Winde
mit geschlossenen Flügeln.

Ueber den Säulen aber
sah ich walten
das herrlichste Gnadenbild:
Die Morgensonne
tränkte die durstigen Wipfel der Bäume

mit frischen Quellen
stärkenden Lichts . . .

O Wald, Wald,
du von heimlichen Liebesworten Gottes
Erklingender!

Ganz.

Ein großes Unglück ist geschehn zu Giarre;
das Crucifix beim Pinienwäldchen dort
ist Zeuge dessen.
                    Nina und Roberta,
zwei Tigerinnen aus Siziliens Brut,
entbrannten beide heiß für einen Mann.

Die eine weich und blond wie Palmas Tochter,
mit einem Lächeln, das die Männer toll,
die Kinder jauchzen machte, launenhaft
wie bei des Monds geheimnisvollem Wachsen
die See, Roberta, hohen Wuchses, braun,
despotisch, rauh, gefürchtet von den Freunden,
gefürchtet selbst von Jenem, der sie liebte.

Er liebte sie, der junge Sohn der Griechin;
besaß sie doch, was ihm, dem Mann, versagt war,
dämonische Willenskraft, tollkühnen Trotz.
Doch Nina, Nina mit dem Venuslächeln,
mit ihren weichen Gliedern, Nina glitt

wie flüsternde Musik durch seine Träume.
Sie war sein Luxus, war der seidne Fächer,
der seiner Seele linde Kühlung gab,
war das Juwel im Ringe seines Lebens,
der Diebstahl seiner trunknen Phantasie.

Roberta ahnte dunkel sein Geheimnis.
Und einmal trat sie drohend vor die Blonde
und nahm sie an der Hand

„Du, hüte dich,
Ich teile nicht mit dir, ich liebe ganz . .
du oder ich“.

„Und wenn — ichs wär“.

Roberta
starrt sie mit aufgerissnen Augen an;
dann sinkt ihr Blick zur Erde schicksalsfinster.
„Ich will ihn fragen, will ihn .. höre, ich ..
zur Stund der Ebbe harr ich deiner hier,
entscheide dich; und — denke meiner Worte,
denk ihrer, hörst du es? Ich . . . teile nicht“.

Die Blonde holt tief Atem. Eisiger Schauer
hat sie erfaßt bei diesem starren Blick.
Sie ahnt Gefahr für jenen, den sie liebt,
den Sohn der Griechin. Ihre heitern Züge
verwandeln sich. Die Zähne tief vergrabend

in ihre roten Lippen, geht sie heim,
und weint und sinnt, und betet zur Madonna.

Am andern Morgen sucht sie zeitlich auf
die Stelle, die Roberta ihr genannt.
Nach nimmer endenwollenden Sekunden
erscheint die Freundin statuenhaft und kalt.

„Ich komme, dir zu künden", spricht sie ruhig,
„daß ich — dort unterm Kreuz wars, ihn getötet,
ich kann nicht teilen . . ."

„Und ich" schreit die Blonde,
in ihre Knie brechend, „wollte dir sagen,
daß ich um seiner Ruhe willen mich
entschloß, von ihm zu lassen . . ."
. . . .
Welche wohl
von ihnen beiden, hat ihn mehr geliebt? . . .

Abend.

Es ist so seltsam still,
so schwerstill,
steinern . . .
Wenn doch ein einziger Schmetterling
durch die rotbraune Luft flöge!
An den schwarzen Bergen
hängen Nebelfetzen,
wie Spinnengewebe
an Kellermauern.

So seltsam still,
so schwerstill,
steinern . . .
Horch, ein Ton! . . .
Aus der Thalschlucht
das Sterbeglöcklein . .
Wer wohl dort geht?

Bestimmung.

Ein Felsen starrt zum Himmel wild und nackt,
zerfurcht, zerrissen, fahl, wie schartig Eisen,
an dem der Sommer sich verbluten muß.

Kaum daß in seinen schmalen Ritzen sich
der Schnee anklammern kann mit steifem Trotz,
der weiße, kalte, stille, tote Schnee,
das Leichentuch, das herb die Ewigkeit
um ihres stummen Sohnes Leib geschlungen.

O diese Ewigkeit mit ihrem Zwang
ins Große, ins Empfindungslose, Starre,
darin in purpurnem Geheimnisdunkel
die Gottheit brütet!

Reglos stand der Wächter
der Erde da und sah in grimmem Schweigen
die eigne kalte Unvergänglichkeit,
indes zu seinen Füßen bunt die Zeit
in holdem Wechselspiele froh dahinzog.

Er sah das kleine Blühn des Lenzes, alle
die goldnen Schmetterlinge, Menschen, Blumen,
die ihres Mais sich freuten, sah die Quellen,
die munter sprangen; und in seine Stille
drang jubelnder Gesang der Wälder, drang
des Meeres majestätischer Choral,
der Winde leises Kichern . . Und der alte
ergraute Sohn der dunklen Zwingerin,
der finstern Ewigkeit, erglühte heiß
vor Sehnsucht nach dem bunten Blumenleben,
vor Sehnsucht nach des Lenzes weicher Thorheit,
den goldnen Vögeln, der Musik, den Menschen,
den schönen, lichten Menschen.

„Kommt zu mir!“
verkündete die rosenrote Glorie,
die von der Sonne er sich lieh, zu locken
die Warmersehnten. Doch kein Einziger
vermochte auf zu ihm.

Er war zu hoch
zu unerreichbar für die Menschenkinder.

„So will ich denn mich unter eure Fersen
hinbreiten, daß ihr wandelnd euern Fuß
auf meinen Nacken setzt“.

Und donnernd, daß
die Erde bebte, stürzte er zusammen . . .

Da aber fuhr im Wirbelsturm herbei
Jehova, und er blies mit zornigen Nüstern
in dieses Phönix Asche.

Himmelan
erheben Wolken aufgescheuchten Schuttes
sich brausend, daß die Sonne sich verfinstert,
und hinter ihnen treibt mit Flammenruten
der eifersüchtige Gott.

„Fort aus dem Thal,
hinauf, hinauf!“
Auf gelben weiten Flügeln
hinrasen die Atome des Gestürzten
den Sternen wieder zu . . .

„O Mai! du sanfter,
glückseliger Mai dort unten!“ . . .

Die verstossene Seele.

Lange Zeiten waren hingegangen . .
einförmig in weiten stillen Triften,
wo im Lichte eines bleichen Mondes
keiner Blume Kelch sich öffnen mochte,
keiner Quelle muntrer Sang ertönte,
keiner Morgenröte festlich Leuchten
frohe Stunden kündete, da wohnte
mit Gefährten stumm und düstern Sinnes
eine Seele.

Unbemakelt glänzte
ihr Gefieder, nur ein kleines Fleckchen,
nah dem Herzen, schimmerte noch dunkel.
Dieses Fleckchen war ihr Schmerz, ihr Kummer;
war es fort, dann durfte sie zum Heiland,
zu den Freunden, die ganz weiß und herrlich
goldne Harfen rührten, ihm zum Preise.

Und die Seele warf sich hin und flehte:
„Christus, Gott der Milde, neig dein Ohr mir
und erhöre meine heiße Bitte.

Leihe mir der Menschen Form und Antlitz,
daß ich durch ein neues reines Leben
jenen Fleck von meinem Herzen tilge".
Und der Herr vernahm den Wunsch der Seele.
„Magst du jenen Dornenweg durchwandeln;
suche Eltern dir und geh zur Erde".
Selig breitete die kleinen Flügel
nach der Erde aus die frohe Seele.
. . . .

Schlank und wonnig, alle Welt bezaubernd,
angebetet von dem jungen Gatten,
blühte eine Frau in Spaniens Hauptstadt.
Eines Morgens, als sie tändelnd spielte
vor dem goldnen Spiegel, sich berauschte
an der eignen Schönheit, pochte schüchtern
an ihr Herz ein heimlich fragend Stimmchen:
„Möchtest du, o Frau, mit deiner Holdheit
Ueberfluß ein kleines Seelchen kleiden,
Form ihm geben, Form von deinen Formen?
O dir blieb genug noch, dich zu freuen
an der Gnadenschönheit deines Leibes".

Tief errötend fuhr die junge Frau auf,
raufte sich das Haar in heißem Abscheu:
„Wie, ich sollte als die Aeltre weichen
einem neuen Stern, der mich als Nahrung

seines Glanzes nur benützte? Nimmer!
Eher töt ich mich mit eignen Händen".

Und das Seelchen flog bestürzt von dannen,
kam zu einem hagern, ernsten Weibe,
das vertieft in einen Folianten
brütend dasaß. „Holtest du nicht lieber,
statt aus alten Blättern, aus den Augen
deines Kindes letzte Weisheit dir?
„Welcher thörichte Gedankensprung!"
Mürrisch fuhr die Frau sich übers Antlitz.
„Was wohl aus den Schätzen werden möchte,
die ich einst der Welt zu geben hoffe,
müßt ich „Huckepack" und „kochen" spielen?
Lieber als zur Kindsmagd mich erniedern,
lieber — Gift verschläng ich auf der Stelle".

Traurig schlich das kleine Seelchen weiter,
ratlos. Wo, wo lag die milde Herberg,
wo das Herz, das sich ihm aufschloß?

Tannen
dufteten mit süßem Atem würzig
in das stille Zimmer, dessen Boden
schwere Teppiche bedeckten. Flüsternd
gingen leise Diener, Aerzte, Zofen,
aus und ein. Am Sopha lag, in Spitzen
halb verborgen, eine blasse Dame,

und verhüllte weinend sich das Antlitz.
„Dieses Leben! Nichts als Schmerzen, Schmerzen.
Eben zerrt die Vene da, die Nerven
zappeln wieder, in den Schläfen brennt es . . .“
Ungeduldig schleudert sie die Decke
von sich ab.
„O möchtest du nicht, Liebe,
statt so unabläßig zu belauschen
deiner Pulse leiseste Bewegung,
wachen über eine kleine, junge
Menschenpflanze, die aus dir erblüht ist?“
„Ich ein Kind? Ha, schon das bloße Denken,
daß ich einem Kind das Leben schenkte,
macht mich krank, ich, die so Zarte, Schwache,
nein, ein Selbstmord wärs, ein frevler Selbstmord,
lieber wahnsinnig, als Mutter werden . . .“

Müde sank das Seelchen hin; dann nochmals,
galt es ja soviel, die ganze Zukunft, —
rafft sichs auf, und wandert weiter.

Schäkernd
neckt mit ihrem Manne sich ein Frauchen,
während sie zu Zahlen hinfügt Zahlen.
„Du, wenn wir noch sparen, hörst du, sparen,
wird das schöne Haus am Walde unser.
Höchstens noch drei Jahre, dann: Madame,

nennt man mich, und du, du bist ein Hausherr,
aber: sparen, sparen".
"Möchtest du nicht,
lieber als ein Haus, das Flammen fressen,
Wasser von der Erde tilgen können,
Stürme schädigen, als ein totes Steinhaus,
ein lebendig Herz voll warmer Liebe,
die nicht Sturm noch Feuer töten kann,
ein geliebtes Kind dein eigen nennen?"
Und die junge Frau fährt sich erschrocken
vor die Stirne.
"Wenn wir zwei . . allein,
wenn allein wir bleiben, wird es langen,
nur . . kein drittes, . . . dann verwandelte
in ein eitles Luftschloß sich mein Häuschen,
nur kein . . . drittes . . Hassen würd ichs, hassen".

Da erhob das kleine Seelchen weinend,
flugbereit die müdgewordnen Schwingen . .
"Herr, mit meinem Flecken kehr ich wieder,
denn ich fand auf Erden keine Mutter".

Kinderspiel.

„Ich hab eine Zither, du ein blaues Band,
komm laß uns werden ein Paar!“ . . .
Er faßt nach ihrer braunen Hand
und bietet die Lippen ihr dar.

Sie küssen sich hungrig, sie küssen sich satt,
die Vöglein lauschen sacht;
es rührt sich in den Büschen kein Blatt;
nacktfüßig kommt die Nacht.

Die jüngsten Sterne gucken
neugierig auf die zwei,
ihre goldnen Wimpern zucken . .
zögernd ziehen sie vorbei.

Glückseligkeit.

Durch mein Fenster kommt der leise Vollmond,
kommt und küßt mich zärtlich auf die Lippen,
„Thörichte, so kalt und lustverschlossen,
willst du nicht von meinem Tranke nippen?

Sieh, schon lange bin ich tot, und dennoch,
helle Friedensströme gießt noch immer
mein erloschen Sein auf deine Menschheit,
denn es stirbt die Saat der Lichten nimmer".

Stirbt sie wirklich nicht, du leiser Vollmond?
Wird dereinstens auch von meinen Bahnen
milder Glanz in müde Seelen träufeln
und sie an ein flammend Leben mahnen?

Aber nein, mein lieber leiser Vollmond,
will nicht denken an den Tod, den herben,
denn, daß ich dirs sag, nicht träumen kann ichs,
und nicht ahnen, wie es ist: zu sterben.

„Wie es ist? So lausche!“
Lautlos schwindet,
wie von kühlen Flügeln fortgetragen,
aus dem Kämmerlein der leise Vollmond.
Finsternisse aneinander jagen . . .

Dunkles Huschen, Flüstern, eisige Hauche.
Mir beengt die Brust ein banges Sorgen . .
Da zerreißt die Nacht, im goldnen Rauche
steigt empor ein siegeslichter Morgen.

Das hieß sterben? Aus dem einen Leuchten
in das andre Leuchten weich versinken?
O mein lieber, weiser, stiller Vollmond,
lasse mich von deinem Glanze trinken! . .

Entlarvung.

Im blauen Odinsmantel trat ein Wandrer
vor eine Frau und warb um ihre Seele.
Er warb, wie Herrscher werben. Nicht mit Worten,
und nicht mit Blicken.
Seine Rechte glitt
auf ihre Stirn, und, einer goldnen Last gleich,
hat diese Hand aufs Knie das Weib gezwungen.
Wie eine weiße Opfertaube gab sie
die Seele hin dem kühnen Seelenwerber.

Da aber sank der blaue Mantel nieder.
Ein Jüngling, schön wie Evas Erstgeborner,
stand hauptaufreckend vor der Zitternden.

„Hinweg der Trug! Nur Schwachen nahe ich
in Odins Göttermaske. Dir o Weib
zeig ich mich wahr: als Adams nackten Sohn,
der seine Arme streckt nach deinem Leib".

Die Frau entfloh voll Graun. Die Thörin die!
Die Perle hat der Trüger ihr geraubt,
was bangt ihr nun die — Schale hinzuwerfen?

Gesicht.

Weit, weit . .
weiße Tiefen,
kein Unten, kein Oben,
weit, weit . . .

Nicht Töne, kein Pulsen,
nicht Licht, nicht Schatten,
weit, weit . . .
weiße Tiefen,
ringgleich geschlossen
kein Unten, kein Oben,
weit, weit . . . . .

Aus der Mitte des Kreises
gähnen zwei Höhlen,
Höhlen, spottend
irdischen Raummaßes.
Ungeheuere Höhlen:
Jahves Augen . . .

Brennend quillt aus ihnen
sein Wille hinaus,
sein Wille,
die große Farbe,
in der entsetzlichen Winterlandschaft
die einzige Farbe . . .

Wenn sie sich schlössen
diese Augen? . . .

Trost.

Es war ein Mensch voll derber Muskelkraft,
voll steten Hungers, heißer Phantasie,
voll übermütigen Trotzes, wie sie Stärke
erzeugt in dem robust Gesunden.

Dieser
beging im Tage siebenmal so viel Sünden
als ein Gerechter. Mit der starken Faust
zerhieb er seines Nachbars Zaun und nahm sich
aus dessen Garten alle leckern Früchte,
die ihm gefielen.

Störte ihn ein Zweiter
bei einer seiner Tollheiten, so schlug er
ihn kurz entschlossen nieder.

Dieser Wilde
erkrankte einst.

In langen Fiebernächten,
wenn bei der Lampe Schein die Wärterin
mit halbgeschlossnen Augen schweigend träumte,
da ging ein Schlürfen, Schreiten, heimlich Schleichen
durchs Zimmer hin, und halbvermummt erschienen
all die Verbrechen, die er einstens frevelnd
begangen hatte. Rotverschleiert trat
der Mord zu ihm und fletschte seine Zähne,
der Raub kroch wie ein großer schwarzer Hund
am Boden hin und zog an seiner Decke,
die Prasserei, ein eklig feistes Weib,
trat an sein Bett mit halbverwesten Speisen,
in dunkler Eisenrüstung starrt ein Ritter
mit bleichem Totenkopf ihn an: der Haß.

Und viele andre kamen noch herbei
aus allen Ecken. Schweißgebadet lag
der Kranke da und stöhnte; doch sie ließen
nicht von ihm, grinsend lagerten sie sich
an seiner Seite hin und sahn ihn an.

Und eines Nachts erhob er sich im Bette
mit Augen, die zwei Krallen glichen, die
sich wehren wollen vor Entsetzlichem.

„Ich sterbe . . . dort . . . die rote Hölle . . . dort
. . . sie thut sich rauchend auf . . . schon lecken Flammen
nach mir mit tausend Zungen . . . Hülfe, Hülfe!“

Da legt sich eine Hand wie weißes Licht,
das sich zur Form verdichtet, sanft und stillend
dem Todesangstergriffnen auf die Brust.

„Vergeltung lebt auf Erden nur, sie hat dich
in ihren heißen Feuern schon geläutert;
dort drüben giebts nur Frieden, keine Hölle".

Phantasie.

Wenns wirklich gäb ein jüngst Gericht!
Wenn auf flammendem Wagen,
mit erzenem Gesicht,
die letzte Schlacht zu schlagen
Christus zur Erde führ.

Wenn die heilige Schaar
all der Jahrtausende,
Blumen im weißen, moosigen Haar,
für ihre Kinder: die Menschen, zu zeugen,
vor ihn träte.

Wenn zu beiden Seiten des Throns
wie farblose Mauern,
erstarrt in Angst und Schauern
die lautlosen Menschenmillionen stünden!

In ihrer Mitte
ein schmaler Gang,
darauf die gerufene Seele bang
hinwandelte vor sein Frageauge? . . .

Ich hör einen Namen . . .
Wie Halme im Sturm
sind plötzlich diese Lahmen.
Auf dem schmalen Gang
steht ein Weib
mit gesenktem Gesicht.
„Verteidige dich!"
raunts hinter ihm.
Es verteidigt sich nicht.

Mit niederhängenden Armen
steht es stumm vor dem Richter,
und blickt in seiner Augen glimmende Lichter.

Was liegt in diesem Blick?
Vielleicht das Bekenntnis:
„Herr, zu arm bin ich,
um mich verteidigen zu können!"
Stille . . . . .
Da fällt ein Tropfen
und noch einer, noch einer.
Ein Rieseln und Klopfen . .
es regnen die Augen
all der Millionen . . .

Die Flut quillt,
die Flut schwillt . .
und von ihr getragen,

steigt die Seele der Sünderin
bis an die Brust des Richters

Wie ein bebend Vöglein
schmiegt sie sich
in die Höhle seiner allmachttragenden Schulter.
Er aber
preßt den Arm an sich,
und lächelt . . .

Geburtstagsgruss.

Heut war dein Todestag. Ich konnt nicht beten,
ich konnt nicht weinen; müde schwieg mein Herz.
Zur Nachtzeit war ich in den Wald getreten;
starr lag er da, wie eine Welt von Erz.

Schläfst du denn, Leben? Will sich gar nichts regen?
Mich dünkt, ich selber wär vor Leid versteint.
Es meidet mich der Thränen linder Segen,
und dieser Nacht bleibt selbst ihr Thau verneint.

So still, so ernst, so bleiern! Mitternacht!
Wohin hat sich das Leben denn verkrochen?
Als ob der Tod mit seiner schwarzen Pracht
erdrückt des Erdenherzschlags lautes Pochen.

Da . . nein, das . . ist . . . o Gott, das ist ja Traum,
das muß ja Traum sein, denn die Wirklichkeit
erdichtet solche Wunderthaten kaum . . .

Ein Vogel singt, um Mitternacht! . . ganz leise,
als flüstern liebe Lippen, singt er; schauernd
beugt sich mein Knie der wunderbaren Weise.

Das ist kein Vogel, was da oben singt,
das ist die fleischgewordene Erbarmung
der ewigen Liebe, die den Tod bezwingt
und Starres weckt zu seliger Erwarmung.

Und plötzlich dünkt der Wald mich ganz erhellt,
in weißen Kränzen seh ich Wesen gleiten,
die lichten Söhne einer andern Welt,
die nach der Schwester ihre Arme breiten.

Heut ist dein Todestag! Nun kann ich beten,
nun kann ich weinen . . . Freudenthränen weinen . . .

Ebenbürtige.

Sie traf ihn, wenn die Straßen dämmerten,
des Morgens, wenn sie nach der Kirche eilte,
am Abend, wenn sie heim vom Friedhof kam,
wo ihre Lieben ruhten. Niemals hob er
das tiefgesenkte Haupt, die Stirn, von der
ein heimlich Leuchten auszustrahlen schien.
Kein Mensch im Städtchen wußte, wer er war.
Im Fremdenbuch des Gasthofs, wo er wohnte,
stand schlicht Emilio. Seine blassen Wangen,
das dunkle Haar, der stolze, träge Gang
bezauberte die Frauen, auch die Eine.

Und einmal trat sie hart auf seinen Mantel,
der, von der Schulter ihm entglitten, lang
am Boden schleppte.
Da erhob er jäh
sein Angesicht und sah sie an. Sie prallte
zurück, erbleichte, senkte schnell das Haupt
und lief vorbei.

Und dann auf nächtigem Lager
erblickte sie zwei blasse leuchtende,
zwei silberblasse Hände, die nach ihr,
die Finger krümmend, griffen.
Und sie hauchte:
die Augen, seine Augen! . . .

Tage gingen
und Wochen hin. Die Schwalben bauten Nester;
der Jungfrau Lilienmonat war gekommen.
Ein weiches Zittern quoll vom Himmel nieder
und pflanzte sich in allen Wesen fort,
daß sie im Kuß sich weiter gaben . . .
Jane
ging still umher, der braunen Wetterwolke
vergleichbar, die von Blitzen und Musik
des Ewigen voll ist.

Eines Frühlingsabends
begegnete sie jenem Unbekannten.
Heut senkte sich ihr Blick nicht. Wie ein Streiter,
der seine Waffe schwingt, stob er auf ihn
und schien zu fordern: Mann, bekenne Farbe,
wer bist du, und was willst du hier?
Der Fremde
erwiderte die Frage nicht. Voll Hoheit
bog er das Haupt zurück und schritt vorüber.

Und Jane sann und sann, und litt in Liebe
und bangen Zweifeln.

Eines Tages sah sie
ein Mädchen ihm in seine Wohnung folgen;
sie sah noch öfter schöne Fraun ihm folgen.
Sie harrte stundenlang vor seinem Hause
in heißen Qualen.

Als sie einmal wieder
in dunklem Liebeshasse lauernd stand
vor seinen Fenstern und ein Weib erblickte,
das wie im Rausch das hohe Thor verließ,
da sah sie, wie er sacht den Vorhang hob,
die kühle Luft zu atmen, und sie sah
sein Antlitz weiß und unbewegt wie immer
in statuenhafter Schönheit . . .

Mittag wars,
und alle Dinge lagen schleierlos
vorm unerbittlich scharfen Sonnenauge . .
da öffnete sich jäh Emilios Thür,
und Jane stand vor ihm.

„Ich komme her,
um zu ergründen, ob ein Gott du bist,
ein Dämon oder — sprich, o sprich ein Wort,
und steh nicht da mit deiner starren Miene.

Heut Nacht sah ich . . ein Mädchen von dir gehen . . .
zuckt deine Lippe nicht, denkst du der Stunde?
Tritt nicht ein lautrer Glanz in deine Augen,
erinnerst du dich deiner Liebesworte?
Warst du so kalt wie jetzt? Verachtest du
das Weib? Bist du zu groß für sein Empfinden?
Warum empfängst du dann die — betest du
etwa mit ihnen? O so rede doch!
Wirf die verwünschte Maske endlich fort,
den Panzer deiner Undurchdringlichkeit!
Ich bitte dich, laß einen Blick mich thun
in das, was *hinter* dieser Maske lebt,
in deine Seele!"

„Seele?"

Eisig klingt es
von seinen Lippen. Sie errät ihn.

„Ja
in deine *Seele*. Nicht der *Mann* verlockte
mich, dir zu nahen, seine *Seele* ists,
das was aus deinem blassen Antlitz spricht,
sich birgt in deinen halbgeschlossnen Augen.
Die Hände will ich tauchen auf den Grund
des dunkeln, rätselhaften Wesens dir."

Und wie sie also spricht mit heißen Lippen,
die Wangen purpurn, blickt er still sie an.

„Die Seele geb ich keinem Weib zu eigen."
Sie aber schaut mit wachsender Erregung
in seine schönen statuenkalten Züge.
„Hast du auch eine zu vergeben, Mensch?
Hast du auch eine? Wenn ein Gott du bist,
warum legst du mir nicht die Hand aufs Haupt,
und sprichst mit Liebe zu der Irrenden?
Warum läßt du durch Argwohn dich beschimpfen,
statt ihn zu löschen? Mensch, warum erwählst du
der Dämmrung Stunde, statt den hellen Tag,
um dich zu zeigen, Mensch, warum, warum
ergötzest du dich an des Weibes Zittern,
wenn du nicht selber zitterst?

Hör, du spielst,
du bist ein Gaukler!" . . . .

Da erbebt er jäh.
„Und — wenn ich einer wäre, wer verwandelt
den Mann dazu? Das Weib. Das Weib, das ihn
im bunten Flitterstaate der Romantik
erblicken will, soll es ihm ganz gehören,
das schauern, zittern, das bewundern will
den Widerspruch, der Täuschung feine Larve.
Sag, holde Jane, hab ich nicht auch dich
bezaubert durch die Künste meines Wissens?

Was schilst du aber, wenn mein Königsmantel
auch dich zum Knien zwang?“ . . . .

Das Mädchen schwieg
und senkte tief sein Haupt, und schritt hinaus . . . .

Liebeszauber.

Welch schwüle Pracht!
Die Luft voll Funken,
als ob die Sterne vom Himmel gesunken!
Im Gras, dem feuchten,
ein heimlich Leuchten,
ein Blitzen im Walde . .
Auf der Halde
ein Knistern und Knattern,
Flüstern und Flattern,
ein Rauschen in der Luft
wie vergossener Duft . . .
Heute bleibt kein Arm leer,
alle Liebe ist erwacht,
heute bleibt kein Arm leer . . .
Ave, ave Johannisnacht!

Ueber den Tod hinaus.

Im Norden, dort, wo mit verhaltner Glut
die Menschen schweigend lieben, wo den Himmel
geheimnisvolle Schleier schwarz verhüllen,
in deren dichten Schatten sich die Sonne
zu langen Sommertagen vorbereitet,
wo wie ein rosenroter Traum der See,
das Nordlicht einsam brennt, dort lag ein Eiland;
zwei Männer und ein Weib regierten es.
Der Vater, weiß, gebückt, mit runden Augen,
die kindisch lachten, Barnwulf der Erprobte,
der Brunes Gatte werden sollt, den jüngst
ein feindliches Geschoß zu Tod verwundet,
und sie, die hochgewachsne schlanke Magd
mit dunkelgelbem Haar und schwarzen Augen,
die Brune . . .

Eisiger Sturm durchfuhr die Wasser
und riß gleich einem tollgewordnen Renner
den Wolkenwagen wild am Himmel hin,

und wieherte im Felsgeklüft, daß Schrecken
und Aufruhr um die Insel brauste . . . Da,
mit weißen Wangen, weißer noch als sonst,
trat Barnwulf vor die Braut.
„Mein Atem zögert,
die Wunde hat aufs neue sich geöffnet
und gießt verschwendrisch Purpur aus; ich sterbe,
bevor des Vaters Hände uns vereint.
Gieb mir ein Wort als Leuchte auf den Weg,
den dunkeln, den ich gehe, das Versprechen,
daß deine Liebe ewig mir gehört".

Sie neigt ihr Haupt und zögert.
„Meine Liebe?
Wenn Lieben . . Zittern ist . . . ich habe nie
vor dir gezittert, Herr!"

Er bebt zusammen,
preßt auf die Wunde seine beiden Fäuste,
und richtet knirschend sich empor.
„Ich scheide
vom Glücke hungernd, ein bestohlner Reicher;
doch wisse: Niemals soll ein Andrer sich
an deinem Kusse letzen, triumphierend
von deinen Lippen sich den Jubelschrei
der Freude holen, und die goldnen Blitze
aus deinen Augen trinken, deinen Leib

mit seiner Glut umschlingen; hörst du, keiner,
kein einziger. Werd ich auch unsichtbar
und körperlos einhergehn, alles, alles,
was dich bestimmt, beherrscht, bewegt, wird kund mir.
Dem Spürhund gleich, der auf des Wildes Spur,
will ich den, der es wagt, sich dir zu nahen,
verfolgen und zu Tode hetzen . . hörst du?
Ich kann nicht von dir lassen, auch nicht . . dort,
weil ich . . . dich liebe, Brune, liebe, liebe . . ."
Blutstropfen trinken jenen letzten Laut
von seinen Lippen weg; er sinkt und stirbt . . .

. . . .

Der Alte mit den runden Augen lag
am Strand, und lachte heimlich vor sich hin.
Aus grünen Tiefen schossen Fische auf,
und Möven riefen aus den Felsenklüften
einförmig, düster, öd.

In ihrer Kammer
saß Brune einsam, und sie sann für sich,
die roten Lippen trotzig aufgeworfen,
sann sie für sich.

Und draußen schien die Sonne.

. . . .

Ein Schiff strich einst vorbei. Dann kams zurück
und legte an. Der Schiffer sprang ans Land.

Er sah ein Weib, mit dessen gelbem Haar
ein Alter spielte.
Rings war alles still.
Der Hof am Strand, in dem sie wohnten, lag
so leer und einsam da, als wär die Freude
entschlafen drin.
Des alten Inselkönigs
erblindet Roß, das zögernd hinschritt, sich
die schmale Kost zu suchen, war das einzige
lebendige Wesen, außer jenen Beiden.
Der Schiffer, heiß vor Graun und wehem Mitleid,
befreite aus des Greises dürren Händen
des Mädchens gelbes Haar, und sprach zu ihr:
„Willst du mein Weib sein und mich heimbegleiten?"
Sie sah ihn an . . und senkte still das Haupt.
Dann ging sie mehrmals auf und nieder, sann,
berührte weich des Königs Stirn, und trat
zu jenem ruhig hin: „Es sei, ich folg dir".
Er will sie froh umfassen . . da, ein Schrei . .
Mit beiden Händen greift er sich ans Haupt,
und schlägt zu Boden hin.
Das Antlitz weiß,
sah Brune auf den Toten.
„Nur die Sonne,
die Sonne, nicht, o Vater? Sag doch: ja.
Die Menschen sterben oft an ihrem Strahl,

hast du mich einst gelehrt, wenn gar zu heiß
er ihre Stirne trifft."

Er sprach nicht: ja;
mit runden Augen lachte er sie an.
Das Roß stand still und blähte seine Nüstern.
. . . .

Die Wogen sangen, sangen . . Lichtlos strichen
die Tage hin, die lauter Nächte waren.
In Fellen eingehüllt, saß Brune schweigend
in ihrer Kammer. Ihr zu Füßen lag
der alte Mann und spielte leise kichernd
mit ihrem gelben Haar.

Und einmal rauschte
es draußen seltsam auf, und Stimmen klangen
herüber von des Ufers steiler Böschung.
Ein prächtig Schiff zog nah der Insel hin,
mit vielen Männern, die gen einen stritten.
Das junge Weib ging stumm hinaus, und plötzlich
umschlangen sie zwei Arme. „Herrliche,
sei meine Braut und folge mir!"

Sie hatte
es nicht gesehn, wie einer in die Flut
sich jauchzend warf und zu ihr schwamm ans Land.
Mit heißen Wangen machte sie sich los
von seiner Brust, und sah ihn an.

Er trug
um seine Stirne einen goldnen Reifen
und glänzte hell vor Schönheit. Und sie neigte
das Haupt und sprach: „Ich folge dir als Braut".
Da flog ein Pfeil herüber. Taumelnd sank
der lichte Jüngling ihr zu Füßen, tot . . .
. . . .

Die Wogen sangen, sangen, sangen. Wieder
erstrahlte blau und sommerhell der Himmel.
Am Strande weidete der blinde Hengst.
Der alte Inselkönig lag zu Füßen
der bleichen Tochter, leise in sich kichernd.
Aus grünen Tiefen tauchten weiße Fischlein,
und Möven schrieen aus den Felsenklüften
und horchten staunend auf, wenns tief und traurig
herüber: Brune! rief. Sie that es selbst,
sie fühlte sich so einsam.

Einmal aber,
als wieder sie den eignen Namen rief,
da antwortet es zärtlich: Brune, Brune!
Ein Mann stand hinter ihr.

Sein Antlitz war
voll weicher Milde, und die herbe Magd
erzitterte vor diesem stillen Antlitz. —
„Dort liegt mein Kahn, zieh als mein Weib mit mir;
ich will dein Echo sein und Brune rufen."

Sie sah ihn an, und diesmal überlegte
sie nicht.

So küßt der letzte Sonnenstrahl
die blasse Rose, eh er von ihr scheidet,
wie dieses Lächeln ihren Mund umirrte
„Ich kann nicht folgen dir; frag nicht, warum;
doch wisse, nimmer folgen kann ich dir.“

Er band sein Schifflein los, der milde Mann,
und zog von dannen.

Weit in wilder See
hat er noch einmal sich zurückgewandt;
doch seine Augen sahen nimmer sie,
die auf der kleinen Felseninsel stand
mit ausgestreckten Armen . . .

Das Neue.

Im summenden Gras,
an der steinernen Ecke
der grauen Felswand
liegt ein Mann und träumt.
Gedankenlos streicheln
seine Hände die Halme.

Er ist müde,
so müde, müde.
Drüben am Goldborn
der Erfahrung
trank er sich satt.
Dort, wo die Berge verflachen
und die Ebene beginnt,
und in ihr die große
rauschende Stadt . .
Dort trank er sich satt.

Gedankenlos streichen
seine Hände
über die summenden Gräser.

Er gähnt.
Giebts denn nichts Neues mehr
in dieser lieben kleinen Welt?

Klipp, klapp . . .
Hinter der Felswand
guckt ein Gesicht hervor.
„Du, Freundchen,
komm mal her,
da um die Ecke.
Will dir was Neues zeigen;
aber hübsch schweigen!"

Ein seltsam Gesicht!
Ein Abenteuer!
Wer weiß!
Tripp, trapp,
der müde Mann
ist aufgestanden.
„Lohnts auch der Mühe?
Ists wirklich was Neues?"

„Komm nur her
und gieb mir die Hand,
das Neuste will ich dir zeigen;
aber hübsch . . schweigen!"
Und der am Born der Erfahrung

ſatt Gewordene
geht um die Ecke
der grauen Felswand,
taumelt zurück . .
und bricht lautlos zuſammen . . .
Er hat
dem Tode die Hand gegeben.

Die Thörichte.

Die nackte Armut gebar sie,
der Herr aber legte
ein Büschel purpurner Rosen
zwischen ihre hüpfenden Brüste.

Sie trank Meth
aus irdenen Pokalen.
Milde Hände
hielten ihn liebreich an ihre Lippen;
aber der Trank
mundete ihr nicht.

Es träumte ihr,
daß sie einst aus goldnen Kelchen getrunken,
die junge Fürsten
ihr kniend gereicht.

Er mundete ihr nicht,
der Trank.
In ihrer Armut Blöße,

nur gehüllt in den schimmernden Schleier
der Schönheit,
kehrte sie zu Gott
zurück.

Und sie warf mit stolzer Geberde
das Büschel purpurner Rosen
vor den Herrn.
„Ich wußte nichts zu beginnen mit ihnen.“

Der stolzen Fraue Glück und Elend.

In stiller Nacht, im Spiegel eines Traumes,
sahn ihre Seelen sich zum ersten mal.
Dann kam des Sommers langer blauer Sonntag,
Vergessenheit, glückseliger Thorheit Feste . . .
An einem Winterabend trat sie ihm
im Prunkgemache eines Freunds entgegen,
und sprach das: endlich!, das er stolz verschwieg.

Sie liebte es, in ernsten Sternennächten
auf stillem Pfad zu wandern, liebte es,
im Schooß der schönen Zauberin Einsamkeit
ihr Haupt zu betten, rätselvolle Thale
in Schweigen zu durchwandeln.

Eines Nachts
begegnete auf silbernen Gewässern
ihr Kahn dem seinen. Neidisch sah sie ihn
hinsegeln lautlos durch die weichen Wellen.
Nicht mehr allein gehörten ihr die Sterne,
der Nacht geheime Wunder sah ein Zweiter.

Im Thale fand sie seiner Schritte Spur;
wo früher Stille träumte, wob sein Atem.
„Ich lieb, was du liebst“, gab er stolz zurück
auf ihre Frage.

„Deshalb liebst du mich“.
Er schwieg. Sie legte leise ihren Mund
auf seinen. Da entrang ein Schrei des Glückes
sich seiner Brust . . . .

Kein Heute und kein Morgen kennen, fremd sein
für alle, nur für eine Seele nicht,
kein Sparen kennen, Gott die Fülle rauben,
dem Tod sein trennend Schwert, das ist die Liebe.

Am Abend eines goldnen Junitages,
verwehte Blüten aus den Locken schüttelnd,
rief jenes Weib, der Wonne sich bewußt,
die sie ihm schenkte:

„Wie wenn plötzlich Sturm
vom Himmel stürzte, und mich dir entzög?
Vermöchtest du zu leben?“

Und er lächelnd:
„Wahrhaftig, diese Frage — laß mich sinnen —
ich glaube: nein“. — „Du glaubst nur?“ — „Aber Kind!“ —

Die Nachtigallen schwiegen bang; das Weib
sah ihn mit flehend heißen Augen an.
„Ich glaube: nein“. Um seine Brauen zuckte
verhaltner Unmut.

Und sie dringender:
„Vermöchtest du zu leben ohne mich“?
Darauf ein langer sie liebkosender Blick
aus seinen Augen. „Ja!“ — „Wie?“ — „Ja ich könnts!“

Ein leiser Aufschrei; und das Antlitz bergend
in ihren weißen Händen, bleibt sie stumm.

Der Mond verbirgt sich hinter Wolkenhügeln;
s ist kühl geworden, kühl und still auf einmal. —
Mit müden Schritten wandelt sie hinaus;
doch plötzlich hält sie, läuft zurück und wirft sich
an seine Brust. „Wer ists, der mich des Szepters
berauben will? Wen liebst Du mehr als mich?“
. . . . „Die Arbeit“ . . .

Schnee. Im leergewordenen Garten,
auf nacktes Astwerk stützt sich müd der Winter
und sieht ins Land hinaus. Mit steifen Flügeln
bewegt sich lautlos hie und da ein Vöglein.
Es schweigt die Liebe.

O du Stolzgekrönte,
du demantharte, flammenzüngige Liebe,
du trotzige Streiterin, wirf endlich ab
den blanken Harnisch deines Engelhochmuts!
Verlange nicht ein ungeteiltes Reich
in ungestümem Stolz. Ein Platz genügt,
ein Platz, dem Throne deines Herrn zunächst!
. . . .

Sie schüttelte die zorngesträubten Locken.
„Nur Königin, oder — nichts".
Sie floh verblutend.
Er schwieg in stolzem Trotz. Er schwieg sich tot . . .

Von neuem kam der lange blaue Sonntag.
Von neuem gaukelten im Gold der Lüfte
entzückte Lerchen, bebten leise Blumen
im Arm des Windes. Aber ihre Kähne
begegneten einander nimmermehr
auf silbernen Gewässern.
Und von neuem
fiel eisiger Schnee vom grauen Himmel nieder,
verwandelte sich Thau in starren Reif,
verwischte Frost der Blumen letztes Lächeln.

Mit müden Füßen zog das Weib dahin,
von Land zu Land, von Stadt zu Stadt. Einst fand es

inzwischen mächtigen, weiß beschneiten Bergen,
von Abgründen bewacht, ein Totenfeld.
Vor einer Gruft stand träumend eine Greisin;
sie hob das Haupt empor und sah die Fremde
mit grellen Augen an, mit Augen, die
den Kerzen glichen, die bei Toten brennen. —

„So hast du ihn gekränkt, daß er vor Leid
sich in die Erd' verkrochen."

Und die Mutter
vergrub ihr Antlitz schluchzend in den Schnee.
Die, die zuletzt gekommen war, schlich weiter.

Vorm Gitterthor des Kirchhofs sank sie nieder,
und griff sich an die Stirn. *Sie* ihn gekränkt!
So mächtig also hat er sie geliebt,
daß sie zu kränken ihn vermochte! Ah,
so war sie doch die Erste. Nur sein Stolz
verschwieg es. „Nebenbuhlerin, besiegt,
besiegt bist du!"

Und leuchtend springt sie auf.
„Wie will an seine Brust ich jauchzend fliegen,
zu seinen Füßen bitten um Vergebung
für meinen Zweifel. Ah, ich wußt es ja!"

Von drüben bringt der Wind ein leises Schluchzen . . .
da ist zum wehen Schrei das Brautlied worden,
die Liebe hat den Tod begriffen. —

Wieder
ein Wandern durch die Welt . . .

In stillen Nächten,
in heiligen Nächten, wenn sie heiß gebetet,
dann öffnet lautlos sich die Kammerthür,
und in dem lichten Kleide eines Traumes
naht er dem Lager, wo sie schluchzend ihm
entgegenstreckt die Arme. Ernst und mild,
voll heiligen Mitleids blickt sein stilles Antlitz
auf sie hernieder.

O wie liebt sie ihn!
Wie namenlos! Von Tag zu Tag gewaltiger,
mit Flammen, die den Tod nicht kennen wollen,
mit mächtigen Flammen, die hinüberschlagen
in jene andre Welt.

Und einstens sank sie
an seinem Grabe nieder.

„Dornenpfade
will ich, die Stolzeste, in Buße gehen,
ernähren mich von meines Nächsten Gnade,
Verachtete um ihre Liebe flehen,
nur eine Glorie, Heiliger, sollst du schenken
der Büßerin: in meinem Todesstreit
o wolle dich auf goldnem Fittich senken
herab zu mir aus deiner Ewigkeit.

Zu Füßen meines Lagers stehe dann,
halt mir den Kranz bereit aus lichten Myrten,
so rette aus des Lebens dunklem Bann
an deine Brust die Seele der Verirrten".

Auf ihrem Wege sah sie viele Thüren
geöffnet, die hinüberführten. Viele.
Sie aber wollte harren, bis ihr Gott
mit mächtigem Finger aufthat seines Reiches
geheimnisvolles Morgenthor . . . . .

Die Kraft,
die, eine unsichtbare Feuersäule,
Natur in ihr erweckt, verlöschte endlich.

In fremdem Land, vor einer Bauernhütte,
brach sie zusammen. Milde Menschen trugen
sie in ein nahes Stübchen, denn der Tod
begann mit ungeduldigem Finger schon
an ihrem Kleid zu zerren.

„Bete", rief
im Fortgehn leise ihr ein Alter zu.
Dann sank die Nacht herab. Es wurde still,
und immer stiller.

„Bete!" — Und das Weib
sann jenem Wort nach.

Ruhig und stumm wars rings.
Und ruhig auch sie. Nur ihre Lippen, die,
die regten sich und klangen . . . klangen traumhaft:
„Nur eine Glorie, Heiliger, sollst du schenken,
der Büßerin; in meinem Todesstreit
o wolle dich auf goldnem Fittich senken
herab zu mir aus deiner Ewigkeit.
Zu Füßen meines Lagers stehe dann,
halt mir den Kranz bereit aus lichten Myrten;
so rette aus des Lebens dunklem Bann
an deine Brust die Seele der Verirrten".

Da bersten wie zersprungenes Glas die Wände
der engen Kammer, und der Sternenhimmel:
die Freiheit Gottes, breitet golden sich
der Sterbenden zu Häupten aus.

Ein Mann
neigt sich auf sie herab.
„So fragelos
und antwortunbedürftig, hoffend nur,
und glücklich schon im Glauben, liebt die Liebe.
Nun du sie kennst, laß uns das Brautfest feiern!"
Und seine Lippen küssen von den ihren
die weiße Seele . . . .

Kling, kling.

Was soll dies Klopfen
an meiner Thür?
dieses Flüstern vor meinem Fenster?
Welch ein Gesicht
wie Sonnenschein?

„O laß mich ein!
Ich bin das Glück
und will mit dir
aus einem Becher trinken!“

Fang sie!

Auf dem Wipfel eines grünen Waldbaums
saß meine goldne Jugend
und rief: Fang mich, fang mich!

Und ich kletterte und strebte,
sie zu erhaschen;
doch lächelnd schwang sie sich
höher und höher . . .

Von der rosenroten Zinne
eines schwebenden Wölkleins
winkte meine goldne Jugend:
Fang mich, fang mich!

Und ich stieg auf einen Berg,
in die Einsamkeit,
wo die Wolken wohnen,
sie zu haschen.

Doch höher und höher
schwang sie sich.

Aus dem tiefgoldnen Glanz
des Morgensterns
sah ich ihr Antlitz
winkend sich neigen:
Fang mich, fang mich!

Auf denn,
auf zu den Sternen!

Mein Reich.

Zu meinen Füßen schäumt der rote Strom
des sturmdurchtosten Lebens wild dahin,
ich aber weiß von einer grünen Insel,
die mitten in den Pupurfluten liegt.

O schattenstilles Eiland: Einsamkeit,
smaragdene Dämmerung, in der das Märchen
mit großen offnen Augen ruht und lauscht,
aus deren Blumenkelchen Liebesgeister
zum Himmel flattern und des Herren Antlitz
so zärtlich schmeicheln, bis es sich entschleiert.

Glückselig, wer in solcher Stunde ruht
im Waldesdunkel, und das goldne Wunder
hoch über sich erblickt . . .

Einst glitt sein Strahl
auch über meine Stirne hin . . Seither
hat tiefe Heimatliebe mich ergriffen
zu dir, mein schönes Reich, du leise Insel
im lauten Strom des Lebens, Einsamkeit.

Dunkles.

Pfingsttag!
Die Sonne scheint auf die Wege,
die Glocken mit erzenen Mannesstimmen
singen: Ehre sei Gott dem Herrn!
Rosige Pfirsichblüten
taumeln durch die Luft,
von gaukelnden Faltern verfolgt.
Vögel schreien vor Lust,
goldenes Manna der Liebe
speist offne Lippen.

Pfingsttag!
Ein Mensch geht fröhlich dahin,
mit offner Stirne
und kindlichen Augen,
pflückt Blumen
für seinen Hut,
und singt.

Da stockt seine Stimme,
sein Antlitz erbleicht,
er beugt den Nacken,

schleicht,
sieht scheu sich um
und versteckt sich
hinter einem Baum auf der Straße.

Ein Knabe springt lachend einher.
Plötzlich brüllt er auf,
von einem Hervorstürzenden
mit wuchtigem Hiebe erschlagen.

. . . .

Die Sonne scheint auf die Wege,
die Glocken mit erzenen Mannesstimmen
singen: Ehre sei Gott dem Herrn!

Am Walde schwankt ein Mensch hin
mit weißem Antlitz
und herabhängenden Händen.
Hinter ihm kommen Nachbarn, lärmend,
und ergreifen ihn,
und schmettern: warum?

Er aber
blickt sie an
wie ein gequältes Kind,
stumpf und dumm,
traurig . . .

Die Sonne scheint auf die Wege . . .
Herr! du bist furchtbar!
Erbarme dich meiner
und führe mich nicht in Versuchung!

Das Letzte.

Nimm den Stab und geh und weine nicht!
Bedenke, Herz, bedenk es doch,
verlorst du auch den einen Menschen:
die ganze Menschheit bleibt dir noch.

Nimm den Stab und geh und weine nicht!
Solang noch Blumen vor Durst erblassen,
solang noch Leid seine Dornen flicht,
sind deine Hände nicht verlassen.

Nimm den Stab und geh! Laß Morgenwinde
die heiße Stirne dir umfächeln,
wein nicht um dein verlornes Lachen,
dir bleibt das Schönste noch: zu lächeln!

Die Begnadigten.

Der Wind war eingeschlummert an der Brust
des blauen Meeres. Ferne Sterne zogen
nachtwandelnd durch den stillen Himmel hin,
und träumend lag ein überirdisch Licht
auf Höhn und Thälern.

Jene Stunde wars,
wo Sonn und Mond dem Angesicht der Menschheit
für eine Spanne Zeit entschwinden, wo
ein kühler Schauer durch die Wesen schleicht,
das Heute stirbt, und fremden Gangs, verschleiert,
der neue Tag einherkommt.

Durch die Wiesen,
die schlafenden, ging leichten Schritts der Tod.
Er kam von weitem her. Sein weißer Mantel
trug Staub der Sahara an seinem Saum,
und Tropfen Bluts, die hoch im Norden eine
Brunhild um ihren Heldenkönig weinte.

Ein morsch Gemäuer, das am Wege stand,
zog seinen Blick auf sich; still trat er ein.

Am Boden lag, von Wunden überdeckt,
ein elend Tier, ein Esel, dessen Schwären
gefräßig wühlendes Gewürm zerstach.

Und plötzlich hatten sich die zwei erkannt. —

In Rom, am lärmerfüllten Strand des Tiber,
wo Mietskasernen aus dem Boden wuchsen,
dem Tod mit reicher Ernte winkend, daß er
gar häufig jene Gegenden besuchte,
dort schleppte ehmals unter Peitschenhieben,
vor Hunger matt, der Esel seine Lasten.

Der Tod berührte sanft die Kreatur,
die ihre Augen stumm zu ihm erhob
wie flehend um Erlösung.

Langsam zog er
von hinnen, weiter, weiter durch das Grau,
die freigewordne Seele jenes Tieres
in seines Mantels Falten liebvoll bergend.

Er kam an einem stillen Haus vorbei;
die drinnen wohnten, liefen in die Ferne,
das Glück zu suchen. Alle Habe trugen
sie mit sich fort, nur dort am niedern Fenster
den Nelkenstock, den hatten sie vergessen.

Die rote Blume schmachtete vor Durst.
In ihrer leisen, menschenfremden Sprache,
das sterbensmatte Haupt noch einmal hebend,
bat sie den stillen Wandrer um Erlösung.

Er drückte seine Lippen auf die Blume.

Im Osten regte sich ein schwaches Licht
und sah dem Tod ins Antlitz, und entfloh,
um zu erzählen, was es da gelesen. —

Und weiter, weiter zog er schweigend hin,
die zweite Seele zärtlich mit der ersten
verbergend in des weißen Mantels Falten.

Er kam ans Meer. Auf eines Schiffes Trümmern,
die fern her, wo Gewitter grollten, schwammen,
hing halb erstarrt ein Kind.

Der Tod sah gütig
auf das Verwaiste nieder. Da umschlangen
die kleinen Hände furchtlos seine Schultern.
Er drückte seine Wangen auf die Wänglein
des Knaben, und zog weiter.

Und er barg
die dritte Seele froh in seinem Mantel.

Er ging mit leichten Schritten an der Küste.
Der Wind erwachte; leise Töne zogen
von Nord nach Ost. Das Meer begann zu singen,
und aufgewachte Blumen hauchten drein
mit leisen Stimmen.

Und mit einem Male
stand groß und hell die Morgensonne da,
und aus dem Licht sah Gottes Angesicht.

Der Tod erschrak. Er zog den weißen Mantel
mit hastigem Griff zusammen.

Doch der Herr
erkannte seines Dieners That

„Was birgst du
so ängstlich, Tod, vor mir?"

Und jener drauf:
„Herr, laß mir, was ich liebend mir gewonnen.
Drei Seelen sinds, sie haben mich gerufen,
mich, Herr, gerufen! Bergen will ich sie,
damit der neue Tag sie nicht entdeckt
und wieder weinen lehrt. O laß sie schlafen
in meines Mantels Saum; drei kleine Seelen,
was sind sie dir, Allmächtiger?"

„Drei Seelen —
drei Welten, Tod! Doch weil du also flehst,
sie seien dein, ich schaff mir neue".

Brausend
zum Himmel bäumte sich das goldne Meer,
auf das die Sonne sah.

Glückselig lächelnd,
Gerettetes in seinem Mantel bergend,
ging seinen Weg der Tod.

Und alle, die
an diesem Tage starben, — lächelten . . .

Der Gottsucher.

Tubaklänge und Kettengerassel,
auf brauner Sklaven Rücken Peitschengeprassel,
in die Basilika gehts zum Beten,
wer zum Kreuz nicht kriecht, wird zertreten!
So wills Gott.

Er voran, der mitleidlose Gerechte,
eisern die Stirn, zerfetzt vom Gefechte,
das er um Gottes Willen gestritten;
stolze Lippen, die niemals bitten,
fest zusammengepreßt.

Und sie knien und heulen Gesänge,
Weihrauch umflort das heilge Gedränge,
schrille Schreie hallen zum Himmel,
Priestersegen, Glockengebimmel,
Dominus vobiscum!

Sie eilen hinaus an Arbeit und Pflug.
Er aber sinnt über den Teufelstrug:

Wie er auch betet und kreuzigt die Heiden,
sich kasteit durch freiwillige Leiden . .
er spürt nicht Gott.

Innerlich hart und kalt und düster
ist seine Seele, kein Liebesgeflüster
fühlt sie von oben her zu sich dringen,
sieht keine Engel mit weißen Schwingen
lächelnd sie grüßen.

Und der Gebieter läßt Kirchen bauen,
Ungläubige bluten, peitschen die Lauen,
fasten und beten in seinem Reiche;
er selbst gleicht einer wandelnden Leiche,
aber Gott verspürt er nicht.

Je ärger er schlägt seine eignen Lenden,
um so weiter, dünkt ihn, sieht er wenden
von seinem blutbespritzten Pfade
sich die ersehnte Gottesgnade,
um so einsamer wird sein Herz.

Da erfaßt ihn Verzweiflung. Soll er sterben?
Ob der Tod ihm hälfe Gott zu erwerben?
Draußen die wilde schäumende Brandung,
ob sie ihm böte himmlische Landung?
Hinein in die gnädige Tiefe!

Und er stürmt davon.
Am buschigen Strand
hält plötzlich sein Fuß wie festgebannt,
aus eines Baumes Schattenschimmer
vernimmt er ein klägliches Gewimmer,
er lauscht, er bückt sich, er greift . . . .

In seiner Rechten, nackt und bloß,
zappelt ein Vöglein, käfergroß,
aus dem warmen Neste fiels zur Erde,
die Eltern mit ratloser Geberde
flattern ängstlich umher.

Und der Mann erinnert sich, wie er als Junge
Bäume erklettert; mit sicherem Sprunge
steht er im dichtverzweigten Geäst,
sucht und findet das Nest,
und setzt den Kleinen hinein.

Und wie er vom Aste niederspringt,
etwas in ihm lächelt und klingt:
alte kinderfrohe, harmlose Zeiten;
lichte Erinnerungsträume gleiten
über sein starres Herz.

Langsam schließen sich seine Lider,
er fällt auf die Knie nieder,

er breitet stammelnd die Arme nach oben,
da ist ihm als fühlte er von droben
eine Hand — die ersehnte — auf seinem Haupt.

„Du Thor, du Thor, du großer Thor!
Nicht durch Fasten und Psalmensingen,
kannst du Gott dir erringen,
das winzigste Werk der Liebe
ruft ihn lauter als Geißelhiebe
und aller Glockenklang der Welt.“

Der Sterbende.

Von fernen Ufern glänzt ein dunkles Meer
ans Land herüber. Immer näher treiben
die wunderlichen Wellen zu mir her.

Von fernen Ufern glänzt ein dunkles Meer
zu mir herüber, rätselhaft und weit.
Aus seiner nächtigen Tiefe steigt ein Stern:
mein Zukunftsstern, aus finstrer Ewigkeit.

Sylvesternachtstraum.

Warum ich just in dieser Nacht geträumt,
und just den Traum, ich weiß es nicht zu sagen.
Verstimmt schlich ich des Abends in die Kammer,
und dies Erwachen dann!
                    Heil dir, Neujahr!
Heil mir, der du mit solchem Gruß genaht!

Ein weit Gemach mit hohen weißen Wänden
umfing im Traum mich. Kein Gerät war rings,
kein Vorhang an dem ungeheuren Fenster.
Ein blauer Strom floß draußen majestätisch;
am Ufer jenseits meilenweite Wiesen;
darüber sonniger Himmel.
                    Und kein Laut,
als dieses Stromes Rauschen.

                    Mir zu Füßen,
in Linnen eingewickelt, lag ein Leichnam.
Es war, als wärs der Leichnam meines Liebsten.

Ich faßte seine Hand, sie war wie Holz
so hart und fühllos. Sie entglitt der meinen
und schlug zu Boden.

Langsam lüftete
ich das Gespinst von seinem starren Antlitz.
Es lag das Fötusgrinsen schon auf ihm,
das Rätsellächeln flüchtigen Zwischenzustands,
das uns auf Totenschädeln so ergreift. —

Ich blickte in das grinsende Gesicht
und suchte sanft das Haupt empor zu richten;
doch polternd schlug es jedesmal zu Boden.
Die Knochenfüße folgten nicht dem Druck,
mit dem ich sie auf ihre Fersen stellte,
sie knickten ein.

Und plötzlich flog ein Lachen
durch meine Seele, und es stürzte sich
auf meine Lippen, daß sie wie die Saiten
der Harfe, die der Sturm durchbraust, erklangen.
Und also lachend stand ich vor dem Leichnam.
Lichtfrohe Liebe weckte dich zum Leben,
und später wurdest du des Worts bewußt,
daß erst im „Du" das „Ich" sich selbst erkennt;
so feiertest du selig deinen Tag,
genießend solcher Selbsterkenntnis Glück.

Dann kam der Tod und pflückte deine Seele
und gab sie einem jüngern Bruder hin,
der nun dein jubelndes Hosiannah fortsetzt.
Was hier mich anblickt, ist des Kernes Schale,
ein leeres Haus, daraus der Freund verzogen,
die Larve, die ein Teuerer einst trug.
Dein Ich, es küßt mit neuer Jugend Lippen,
es blüht nun neuem Hochzeitsfest entgegen,
es träumt von neuer Gottesreiche Zukunft
und neuen Wundern.

O Natur, du Heilge,
Preis sei dir, ewige Jugendspenderin,
die du den Tod erfandst des Lebens willen,
die du das Leid nicht kennest um den Einen,
weil „Einer" „Alle" heißt, und „Alle" „Einer",
weils eine Liebe nur hienieden giebt,
die sich in tausendfarbigem Strahle bricht,
weil Eines Lippen ihre Lippen sind,
sein Kuß der ihre.

Allelujah Mensch!
Wein nicht um eines Einzigen Verschwinden,
so lang die Sonne und das Lachen leben,
so lange Hände deine Hände drücken.
Wein um den Funken nicht erloschner Liebe,
so lang ihr Flammenherd noch unverglüht.

Der blaue Strom floß breit und still vorüber,
und breit und still hing über ihm der Himmel.
Ich aber faltete die Hände brünstig,
Natur der heiligen zu danken, daß sie
zu ewiger Zukunft liebend mich berufen.

An dich.

Meine Augen wie zwei stille Jungfraun,
die vorm Tabernakel knien und beten,
spenden heißer Liebe stumme Grüße,
dir, dem Gottesflammenüberwehten.

Bleib auf deiner gletscherkühlen Höhe,
wo die jungen Adler dich umkreisen,
steige nicht in meines Thales Enge,
einsam sind die Höchsten, die wir preisen.

Schläng ich auch um dich die Arme gerne,
schläferte dich ein mit süßen Weisen,
daß du selig bei mir träumtest, denke:
einsam sind die Höchsten, die wir preisen.

Salve.

Mit brennenden Kerzen in den Händen,
und hellen, flatternden Fahnen,
ziehen wir dir entgegen,
neuer Mensch!
        Du König ohne Krone,
        Gesetzgeber ohne Gesetz,
        Tempelunbedürftiger Frommer!
Mit brennenden Kerzen in den Händen
und hellen flatternden Fahnen,
ziehen wir dir entgegen.

Du wirst uns mit weißen Kleidern beschenken
und das königliche Lächeln der Reinen
um unsere Lippen legen.
Du wirst unsern Augen die zersplitternde Kraft geben,
die besitzt, wer an sich selbst glaubt.

Das Feuer deines Willens
wird den finstern Sklavenhalter der Menscheit,
den alles knechtenden Riesen: Unrecht,
in heiligen Flammen vernichten.

Wie Kinder Gottes,
nicht zum Guten gepeitscht
durch die Geißeln drohnder Gesetze,
werden wir im Garten des Lebens wandeln.

Mit brennenden Kerzen in den Händen,
und hellen flatternden Fahnen,
ziehen wir dir entgegen,
Neuer Mensch!



Druck von Emil Freter in Leipzig.